

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 10

Artikel: "Israels Dank an die Sowjetunion"
Autor: Ben Gurion, David
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

menarbeiteten, aber die judäistischen Studenten stünden ausserhalb, und diese Separation sei über die ganze Jugend hinweg festzustellen.

Auch hier also wurde wieder deutlich, dass gewisse Zeiterscheinungen nicht an Länder, ja nicht einmal mehr

an Religionen oder Weltanschauungen gebunden sind, und dass sich jüdische Amerikaner damit ebenso auseinanderzusetzen haben wie sozialistisch-atheistische Europäer oder etwa christliche Kanadier.

Alphons Matt

«Israels Dank an die Sowjetunion»

Gespräch mit David Ben Gurion, dem Staatsgründer Israels

Der 83jährige David Ben Gurion, den die einen den «Löwen aus der Negev-Wüste», die andern aber den «Propheten des Zorns» nennen, schreibt seit fünf Jahren an seinen Memoiren. Aus der Warte des hohen Alters blickt er in die Gegenwart und die Vergangenheit. Sein Denken ist fast «überzeitlich» geworden. Recht selten äussert er sich Journalisten gegenüber. Rolf W. Schloss hatte kürzlich Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten. Der «Schweizer Spiegel» kann dieses Gespräch exklusiv publizieren und schätzt sich darob um so glücklicher, als es eine wertvolle Ergänzung zu Nahum Goldmanns Äusserungen darstellt.

Frage: Ich bin eben von einer Reise in die Schweiz hierher gekommen. Im Ausland gab es lange Aussprachen über Israel. Der Vorwurf, der immer wieder gehört wurde: die Israelis seien heute Chauvinisten, kompromisslos, gegen jede Zwischenlösung mit den Arabern. Was sagen Sie dazu?

Ben Gurion: Ich sage Ihnen hierzu meine Meinung als Bürger Israels, nicht etwa im Namen irgendeiner Institution: Ich sehe das jüdische Volk vor mir, das ein Recht hat zu leben, so wie jeder Mensch in der ganzen Welt das Recht auf Leben hat. Und das jüdische Volk hat das Recht zu existieren, wie jedes andere Volk in der Welt, frei in seinem eigenen Lande. Aber in der Welt gab es seit Hunderten von Jahren – und das hat bis heute nicht aufgehört – Hass gegen das Volk Israel. Man erkannte das Volk Israel nicht an, schloss es in Ghettos ein, nahm ihm alle Rechte. Und das haben wir zur Kenntnis genommen. Wir sind genau so Menschen, wie alle anderen Menschen dieser Welt. Jedes Recht, das andere besitzen, haben auch wir, jeder einzelne als Jude und alle zusammen als jüdisches Volk. Wir sind nicht anders. Wir wollen nicht mehr als die ande-

ren, wollen aber auch nicht weniger als die anderen. Dass es Hass gegen das jüdische Volk gibt, das ist nichts Neues. Wir sind das jetzt schon seit eintausendneuhundert Jahren gewöhnt.

Sie sehen also in der Kritik ein Symptom für die antijüdische Grundhaltung?

Das ist ein Hass gegen Israel, der seit Hunderten von Jahren anhält und jedesmal wieder in einer anderen Form auftaucht. Und wie sich die Feinde Israels selbst bezeichnen, das interessiert mich überhaupt nicht. Wir bestehen einfach auf unserem Recht gleich allen Menschen, allen Völkern in der Welt.

Israel hat bis heute drei Kriege gegen die arabischen Nachbarn führen müssen; gibt es für Sie Aussicht auf Frieden?

Ich sehe den Frieden weder heute noch morgen, ich glaube aber nicht, dass es überhaupt keine Friedenssichten gibt. Aus einem ganz einfachen Grund: der Staat, der heute mehr als irgend jemand anders in der Welt gegen uns steht, ist Ägypten. Ich kenne Ägypten, denn ich selber war

vor Gründung des Staates Israel schon oft dort, und ich habe viele Bekannte und Freunde unter den führenden Männern dort. Ich weiss mehr oder weniger, was sich in Ägypten abspielt. Ich weiss auch, dass der Mann, der dort an der Spitze steht, weitaus fähiger ist als viele andere arabische Staatsmänner. Aber er kümmert sich nicht um die notwendigsten Bedürfnisse seines eigenen Volkes. Er will der Führer aller arabischen Völker sein und deshalb will er Israel vernichten. Und er denkt: wenn er Israel vernichtet, dann kann er der Führer aller Araber sein. Ich glaube nicht, dass es unter der ständig zunehmenden ägyptischen Intelligenz – nicht nur bei den Offizieren, sondern auch den Studenten – nicht Menschen gibt, die nicht sehen, was das ägyptische Volk wirklich braucht und was ihm fehlt. Ich bin überzeugt, dass ein grosser Teil der Studenten besorgt ist.

Wir haben neben uns das ägyptische Volk, das zum überwiegenden Teil aus Fellachen besteht, die im Dorf leben, sich im Dorf ernähren, und man hat dort drei grosse Probleme, die man zu lösen versuchte. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass die Intelligenz nicht sieht, dass dies die Kernprobleme Ägyptens sind:

1. Die Fellachen sind die Mehrheit des ägyptischen Volkes, so wie es bei den meisten Völkern dieser Welt im Mittelalter war.
2. Den Fellachen fehlt jede Bildung. Der grösste Teil von ihnen ist wahrhaft krank.
3. Wirtschaftlich gesehen verschlechtert sich ihr Zustand von Jahr zu Jahr. Aus einem ganz einfachen Grund: es gibt dort zuviele Kinder und zu wenig Brot, um sie zu sättigen. Und es ist schwerlich anzunehmen, dass es unter den hunderttausend ägyptischen Studenten nicht einige Tausend, vielleicht zehntausend gibt, welche sich um die Lebensbedürfnisse des ägyptischen Volkes Gedanken machen. Und selbst wenn Ägypten Israel zerstört, wird sich deshalb noch

lange nicht die ägyptische Misere ändern.

Deshalb glaube ich, dass eines Tages der Friede kommen wird, sobald die ägyptische Intelligenz erkannt hat, wo die wahren Interessen und Bedürfnisse Ägyptens liegen.

Sie erwarten also eine innerägyptische Veränderung als Vorbedingung für den Frieden?

Ich warte wirklich auf inneren Wandel durch Erkenntnis der wahren Bedürfnisse des ägyptischen Volkes. Wann das sein wird, in zehn oder gar erst in Dutzenden Jahren, das kann ich nicht wissen. Solange aber Ägypten sein einziges Ideal in der Vernichtung Israels sieht, solange wird kein Friede sein.

Ägypten ist also in Ihren Augen der Musterfall für die gesamte arabische Umwelt?

Ägypten ist nun einmal der zentrale Faktor in der arabischen Welt.

Immer wieder ist von Verhandlungen mit den Arabern als Vorbedingung zum Frieden die Rede. Wie sehen Sie die Araber als möglichen Verhandlungspartner an?

Also, das allererste, was ich tat, sobald ich 1933 in die Zionistische Leitung eintrat, waren Verhandlungen mit den Arabern. Der erste, mit dem ich Verhandlung führte, war der Führer der «Istiklal», Amni Abdel Hadi; seine Partei war die «Istiklal»-Unabhängigkeitspartei, es waren also nicht Ägypter, sondern Palästinenser. Ich verhandelte auf folgender Basis:

Da das Land Israel weniger als ein Prozent aller arabischen Länder ausmacht und da damals noch nicht ein einziger selbständiger arabischer Staat bestand – und selbst wenn ein Staat sich selbständig gab, so war das nur scheinbar so – so schlage ich vor: wir helfen euch, selbständig, unabhängig zu werden und auch geeint.

Die erste Verhandlung begann in Jerusalem im Hause von Prof. Magnes, dieser wohnte im arabischen Viertel. Abdel Hadi fragte mich: «Wieviel



David Ben Gurion

Juden wollen Sie in den kommenden zwanzig Jahren herbringen?» Ich sagte: «Wenn Sie mich fragen, so antworte ich Ihnen: vier Millionen Juden.» Er sprang ganz aufgeregt auf und schrie: «Ich werde nach Damaskus fahren, ich gehe nach Bagdad, das werde ich meinen Freunden sagen. Sie wollen vier Millionen, wir haben sechs Millionen, Sie werden uns helfen, unabhängig und geeint zu sein.» Eine ungeheure Begeisterung bei ihm. Dann setzte er sich wieder, wurde nachdenklich und sagte: «Ihr seid fleissiger als wir, ihr werdet im Laufe von einigen Jahren euren Staat errichten und dann werdet ihr uns sitzen lassen. Welche Garantien geben Sie uns, dass dann, wenn Sie Ihren Staat errichtet haben, wir unabhängig und geeint bleiben werden?» Da erinnerte ich mich und ihn an mein Gespräch mit dem britischen Oberkommissar und an die Garantie der britischen Regierung. Darauf er: «Auf diese Betrüger soll ich mich verlassen?» Ich überlegte mir, welchen Garantien ich ihm anbieten könnte und kam auf den Völkerbund in Genf. Daraufhin sagte er: «Dort sitzen nur Christen. Wollen Sie, dass ich den Christen traue?» Daraufhin sagte ich ihm: «Mein lieber Abdel Hadi, ich kann dir doch nicht die Garantie Allahs geben, im Namen Allahs!» Damit war die Verhandlung zu Ende.

Und nachher führte ich vier Monate lang Gespräche mit Mussa Alami, der den Grossmufti von Jerusalem repräsentierte, und wir trafen ein Abkommen: Errichtung eines Judenstaates zu beiden Seiten des Jordans und

wir werden ihnen helfen, unabhängig zu sein. Dann teilte man mir im Namen des Mufti mit, dass er nicht unterschreiben könne, bevor nicht auch die syrisch-palästinensische Kommission in Genf unterschreibe. Ich sagte: «Ich bin bereit, zu ihnen nach Genf zu reisen.» Und ich fuhr nach Genf. Dort fand ich zwei Leute. Meine Verhandlungspartner in Genf gebrauchten etwa folgende Worte: «Ihr wollt unsere Zustimmung zur Errichtung eines jüdischen Staates; die Araber werden niemals einverstanden sein, dass ihr die Mehrheit bildet und werden euch nie gestatten, einen Staat zu gründen. Können Sie wirklich glauben, dass wir Ihnen das zugestehen?» So reiste ich ab. Als ich wegging, begleitete mich der bis dahin schweigende Schwiegersohn von Mussa Alami, sein Name Ichsan Bidjadi, und er sagte: «Das ist noch lange nicht das letzte Wort.» Als ich nach Jerusalem zurückkehrte, fand ich eine Broschüre. Darin war unser gesamtes Gespräch abgedruckt. Nicht nur, dass sie den Inhalt der als «geheim» vereinbarten Verhandlungen veröffentlichten, sie legten mir auch Worte in den Mund, die ich nie gesagt habe.

Dann hatte ich noch ein Treffen mit einem arabischen Christen, sein Name Antonius. Er war der arabische Theoretiker und hatte ein Buch verfasst «Die erwachenden Araber». Auch diese Zusammenkunft fand im Hause von Prof. Magnes in Jerusalem statt, eine Woche vor dem Pogrom im Jaffa 1936. Die Unruhen hielten bis 1939. Zwar versuchten die Briten noch einige Treffen, aber es kam nichts mehr

dabei heraus. Auch die Araber wiesen alle britischen Vorschläge zurück. Im Weltkrieg gab es überhaupt keine Verhandlungen.

Welche Erfahrungen machten Sie in diesen Verhandlungen?

Was die Juden anbelangt, so weiss ich, dass sie mit den Arabern zur Übereinstimmung kommen möchten. Der allererste, so weiss ich, der das anstrebte, war Chaim Weizmann, der Präsident der Zionistischen Organisation und erster Staatspräsident Israels. Meine Überzeugung heute ist, dass diejenigen Araber, die jetzt an der Spitze stehen, überhaupt keinen Frieden wollen.

Und deshalb muss man Ihrer Meinung nach die besetzten Gebiete halten . . . ?

Ja. So lange heisst es standzuhalten.

Teilen Sie die in der israelischen Regierung und Öffentlichkeit vorherrschende Meinung, dass die Sowjetunion eigentlich der Staat ist, der hinter den Arabern steht und einen Friedensschluss prinzipiell verhindert?

Es ist seltsam, und es mag vielleicht auch für Sie überraschend sein, aber der einzige Staat, der uns zur Seite stand, schon vor und während der Gründung des Staates Israel, das war die Sowjetunion. Als einziger Staat in der ganzen Welt. In Amerika, kaum hatte man uns anerkannt, bereute man es schon wieder. Und Warren Austin, der amerikanische Gesandte bei den UN, erklärte eindeutig: nicht Teilung Palästinas, sondern eine zeitweilige Treuhänderschaft. Ich weiss nicht, ob wir damals ohne die Hilfe Russlands hätten standhalten können.

Aber woher kommt die Wandlung der Sowjetunion zu ihrer heutigen israel-feindlichen Haltung?

Ich weiss zwar, woher dieser Wandel kommt, aber das ist nicht so wichtig.

Vielleicht ist es aber doch wichtig?

Die Russen wollten in erster Linie die Briten heraus haben. Aber für uns

ist es gar nicht so wichtig, welches die Gründe der Russen sind. Sie waren nun einmal die einzigen, die uns geholfen haben, und während des ganzen Krieges standen sie auf unserer Seite gegen die Vereinten Nationen. Innerhalb der UN gibt es den Welt-sicherheitsrat; und ich erinnere mich: damals war ein Russe der Vorsitzende. Vorher hatte man den Vertreter der «Jewish Agency», aber nicht den des Staates Israel zu den Beratungen eingeladen. Als der Russe zum Vorsitzenden gewählt wurde, erklärte er: «Ich lade jetzt den Delegierten des Staates Israel, Herrn Aba Eban, ein!» Da entstand ein grosser Tumult seitens der Araber, der Briten und der Freunde der Briten. Gromyko brachte einen fein ausgeklügelten Antrag ein: «Wer ist dagegen, dass ich Eban als Delegierten des Staates Israel einlade?» Er fragte nicht, wer ist dafür. Dagegen stimmten fünf, der Satzung nach hätten es sieben sein müssen. So brachten die Russen die Israelis in den Weltsicherheitsrat, offiziell in die UN. Und damit war die Sache erledigt. Die Russen halfen uns mit Heldenmut und mit Geist bis zum Ende unseres Krieges. Auch wenn wir sie darnach nicht mehr so dringend brauchten, standen sie noch manche Jahre freundschaftlich zur Seite.

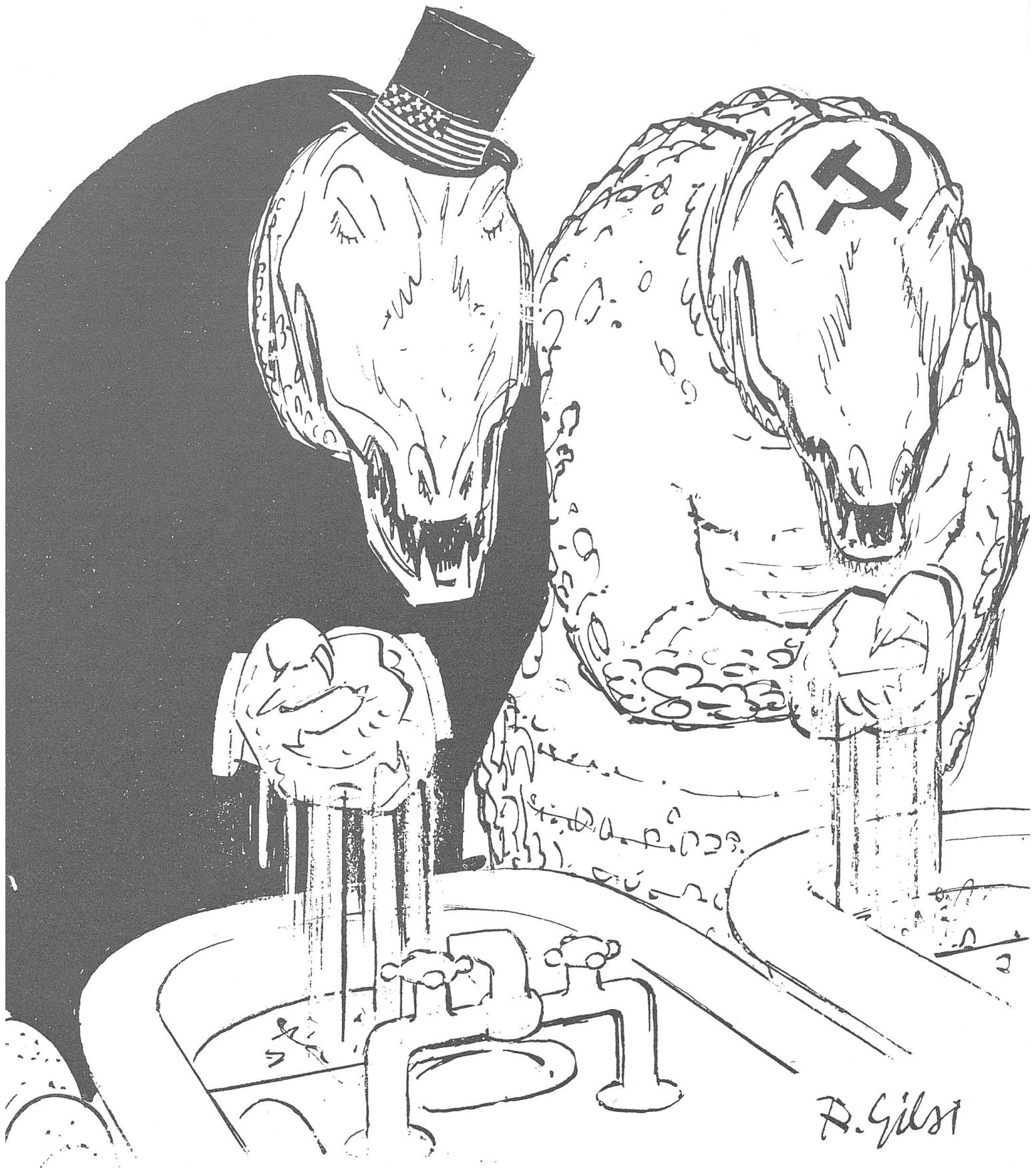
Wenn man mich heute fragt, ob Russland uns vernichten will oder nicht, so möchte ich die Antwort nicht geben, denn ich kann nicht beurteilen, wie weit sie wirklich bereit sind, gegen uns vorzugehen. Es ist schwerlich anzunehmen, dass sie sich an der Vernichtung des Staates Israel beteiligen wollen, aus vielen Gründen. Aber ich kann mich nicht in die Lage der Russen versetzen. Ich kann nicht sagen, wie weit sie bereit sind, mit Nasser in dieser Frage zu gehen. Ich bin nicht einmal sicher, ob die Russen selbst dies heute wissen.

Es ist Ihnen wohl bekannt, dass Dr. Nahum Goldmann als Lösung des Problems die Neutralisierung Israels nach Vorbild der Schweiz vorgeschlagen hat?

Ich verstehe einfach nicht, wie er sich eine Neutralisierung vorstellt. Eine Neutralisierung hat man der Schweiz nicht auferlegt. Die Schweiz hat sich die Neutralität aus eigenem Willen geschaffen, aus allen möglichen Überlegungen. Werden wir uns allein verteidigen können, wenn man uns vernichten will? Will vielleicht jemand die Schweiz vernichten? Ich verstehe das Ganze nicht.

Und jetzt möchte ich Ihnen noch eine ganz besondere Begebenheit aus meinem Leben erzählen, aus der Sie sehr viel lernen können:

Ich hatte hier einmal, noch vor der Staatsgründung, den sowjetischen Botschafter, den ich in London kennengelernt hatte, zu Gast. Ich erzählte ihm viel über Israel, über die Unterschiede der Lebensweise zwischen Russland, England und Deutschland gegenüber Israel. Ich merkte ihm an, dass er nicht ein einziges Wort von dem glaubte, was ich ihm sagte, aber er bat mich, mit ihm weiter zu korrespondieren. Eines Tages sagte mir in Jerusalem der britische Hohe Kommissar, der sowjetische Botschafter möchte mich gerne sehen. Es war in den Tagen der arabischen Unruhen im Lande. Der Botschafter sagte mir dann, der Hohe Kommissar könne nicht für sein Leben garantieren; deshalb müsse er möglichst am nächsten Tag wieder abreisen, aber er wolle vorher noch irgend etwas sehen. Ich führte ihn in zwei Kibbuzim. Zuerst kamen wir nach «Kiriath Anawim», und ich fragte, ob es hier Leute gäbe, die russisch sprechen. Ich liess ihn mit diesen Leuten allein. Sie unterhielten sich über zwei Stunden. Nachher fuhren wir in den nächsten Kibbuz, nach «Maaleh Hachamischa». Dort entdeckte seine Frau eine frühere Bekannte aus Russland. Auf dem Weg zurück fragte ich: «Kann ich Ihnen eine Frage stellen?» Er sagte ja. Daraufhin ich: «Gibt es bei Ihnen in Russland so etwas?» Er antwortete: «Nein, das haben wir noch nicht, aber das ist unser Ideal. Vielleicht in vierzig, fünfzig Jahren werden wir so weit sein.»



Krokodilstränen für Israelis und Araber

Schmerzlich bewegt durch die Unmöglichkeit,
im Nahen Osten friedensstiftend einzugreifen,
bleibt den beiden Supermächten auch weiterhin nichts übrig,
als ihre Hände wie bisher in Unschuld zu waschen.